

Gottfried Benn † 7.7.1956

Mit Gottfried Benn hat der *Merkur* einen seiner treuesten Mitarbeiter und Freunde verloren. Jahr für Jahr legte er zuerst in dieser Zeitschrift die Zeugnisse seines Spätwerkes vor: Lyrik, die ganz persönlicher, allen klassischen und romantischen, impressionistischen und expressionistischen Zuordnungen überhobener Ausdruck geworden war; Essays, deren Formulierungen, ebenso knapp wie leidenschaftlich, klagend und anklagend, resignierend und provozierend, schnell die Runde machten. Wie wenige hat er dazu beigetragen, daß das Gesicht der Zeitschrift, dem Überlieferten wie dem Künftigen gleichermaßen zugewandt, Profil gewann.

Erscheint mein Name noch einmal zu meinen Lebzeiten – gut, erscheint er nicht – auch gut; wird nach meinem Tode etwas gedruckt – einverstanden, ist auch dies nicht der Fall – ebenfalls einverstanden –: mein Nihilismus ist universal, er trägt –, er weiß die unausdenkbare Verwandlung...

so lauten einige bisher unveröffentlichte Sätze aus dem „Berliner Brief“, den Benn mir als Antwort auf meine Bitte um seine Mitarbeit im Juli 1948 schrieb (und den er später in gekürzter Fassung in seine gesammelten Essays aufnahm). Es war die erste Äußerung des Dichters seit 12 Jahren, unter dem Druck eines langen Schweigens explosiv hervorgestoßene und gar nicht „einverständene“ Wendungen gegen das „hündische Kriechen der Intelligenz vor den politischen Begriffen“, gegen die „Abtreibung und Keimzerstörung“ des öffentlichen Kulturbetriebes und die „Dammrißflicker“ unserer Geschichtsphilosophie, die die Krise des Abendlandes („dieses depigmentierten Quartärs“) zerreden, statt „schweigend die Verwandlung zu erwarten“ ... eine Folge von Peitschenhieben, dem Zeitgeist und seiner pädagogischen Beflissenheit um die Ohren geschlagen, und darüber hinaus ein Akt revoltierenden Schmerzes und schonungsloser Aufrichtigkeit, wie ihn im Deutschland des Nachkriegs außer ihm nur Ernst Robert Curtius gewagt hat, als er, Humanist vor allem anderen, den Humanismus für tot erklärte.

Diese beiden Männer, im Geburts- wie im Todestag nur um Wochen getrennt, waren in mehr als einem Sinne Zeitgenossen. Der gleichen äußeren Lebensspanne entsprach eine erstaunlich enge Verwandtschaft der Haltung und des geistigen Temperaments. Zwischen Distanz und Einfühlung, Rationalität und Sensibilität extrem gespannte Naturen, billige Synthesen verachtend, mit eines Jägers Fernblick über die Kulturen dem Nihilismus der Zeit stoisch ins Auge schauend und zugleich von jeder neuen Regung neu erregt, witternd, immer auf dem Sprung, zugreifend und selbst ergriffen – so lebten und schufen beide aus einem Dennoch abendländischer Humanität heraus. Waren alle historischen Traditionsinhalte verbraucht, galt es um so mehr, ihre Impulse wachzuhalten, Konstanten zu entdecken und des geschichtlichen Geistes Geist bewußt zu machen: die verzehrende, in allen Untergängen unverzehrbare Flamme des reinen, in sich vollendeten Kunstwerks, in dem die Form immer von neuem den Sieg über den Stoff erringt. Das war männliches Denken, gläubig und skeptisch zugleich, nicht Theorie, sondern Ethos und als solches, weil frei von allen Schutzhüllen bestimmter Ideologien, über den Bruch der Zeiten hinweg tradierbar. Nach dem späten Ruhm zu urteilen, der beiden Männern gerade von seiten der Jugend zuteil ward, hat diese das auch begriffen. Der Dank, den wir an dieser Stelle Ernst Robert Curtius zum 70. Geburtstag, und die Verpflichtung gegenüber seinem Werk, die wir nach seinem Tode zum

Ausdruck brachten – sie gelten nunmehr auch für Gottfried Benn.

Wie sehr er seine Leistung in den letzten Jahren sich selbst abgerungen hat, seiner Melancholie, ja Verzweiflung, die ihn oft überfiel und die er immer wieder überwand, zuletzt in einem Todesahnung in Todeshinnahme verwandelnden Gleichmut – trauerlos, „kein Nein, kein Ja“, wie es in seinem letzten, uns zur Feier seines 70. Geburtstages übersandten Gedicht heißt – dafür legen die Briefe Zeugnis ab, die er uns in den Jahren seiner Mitarbeit geschrieben hat. Wir können seiner nicht würdiger gedenken als dadurch, daß wir einigen Stellen aus diesen Briefen selbst das Wort geben.

Am 24.8.53:

Ich weiß im Augenblick nicht, wer es war, der seine eigenen Kinder verschlang, aber ich verschlinge seit langem nicht nur meine Produkte, sondern auch die Bleistifte und Kugelschreiber, die ihre Erzeugung vorbereiten könnten... Ich kann Ihnen also gar nichts anbieten, keine Dichtung, keine Prosa, nur Jammer und Elend des inneren Menschen, wobei ich schon über das Wort „inneren“ lache... ich mag nicht mehr!

Drei Monate später:

Ich arbeite zur Zeit an einem Vortrag über das „Altern als Problem für Künstler“. Sie sehen, ich stehe wie immer mit dem Rücken an der Wand, halte mein Schwert und spinne mein Garn. Es wird mich keiner einer Flucht bezichtigen können.

Am 13.6.54:

Ich wundere mich, daß noch niemand die katastrophale Rolle der Kulturkreislehre dargestellt hat, die auch unseren eigenen abendländischen Kulturkreis nur noch einstuft und katalogisiert, was ist schon dieses Quartär – ein Furz und dann wird weitermarschiert. Wer das aushält, muß schon eine Alge oder ein Virus sein... Dürfen, sollen Abwegige überhaupt auftreten und veröffentlichen, soll nicht lieber alles in den Händen der Konventionellen bleiben, sollen Bärte wachsen, so lang sie wollen, wenn Gott die Bärte wachsen läßt... Mit einem Wort: ich hätte drei neue Gedichte.

Am 25.12.55:

1956 wird kein angenehmes Jahr – wenn man es übersteht. Wäre nicht unglücklich, wenn ich es vor dem Mai beenden könnte. „Die Helden sind müde“ – nicht nur ein guter Filmtitel, sondern es trifft zu. Habe ja auch in zwei bis drei Berufen (Literatur, Arzt, Soldat) immer zu tun gehabt. Das Glück zum Schluß ist, daß ich auf diese Weise nie Verleger, Zeitungen, Redaktionen aufsuchen mußte, sondern nur schrieb, was mir auf den Nägeln brannte, und nun sind diese Nägel reichlich abgebrannt. Die Leute aus den achtziger Jahren haben ihre Arbeit gemacht und nun geht einer nach dem andern „die Kartoffeln von unten besehn“. Hoffentlich wächst oberhalb was nach – nun, wird schon, alles in allem sind wir ja doch eine geniale Nation, wenngleich sie heute eher verdunkelt und verdummt erscheint.

Und wenige Tage später, am 6.1.56:

Bin schwer erkrankt und muß ins Krankenhaus. Ob man aus einem Krankenhaus wieder herauskommt, weiß man nie. Also erlaube ich mir, Ihnen ein letztes Gedicht zu senden, samt meinem Wunsch für die Mainummer, die ja wohl kurz vor dem berühmten Geburtstag erscheint. Sollte es schlecht ausgehen, ist es mein Abschied für Sie und von Ihnen.

In diesem schon auf dem Krankenlager geschriebenen Gedicht, das zu seinem Testament werden sollte, schaut der Dichter die Droste und Hölderlin, Nietzsche, Rilke und George auf ihren Totenbetten, als begehre er Einlaß in ihren Kreis. Möge er ihm gewährt werden!

Hans Paeschke, Merkur, Heft 10, 1956